



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die legislatorische Weihnachtsbescherung. Penelopearbeit leisten, ist das Los der Geheimräte und der Parlamentarier. Bedauern wir die Geheimräte, die demnächst eine dritte Vorlage für die Zwangsorganisation des Handwerks werden ausarbeiten müssen, und die Reichstagsmitglieder, die die Justiznovelle in der Kommission beraten und die die Plenarberatungen nicht geschwänzt haben! Sonst aber ist niemand zu bedauern. Wer unter den Mängeln der Strafrechtspflege leidet, das sind vorzugsweise die untern Klassen, die weit mehr zu Verbrechen versucht werden als die höhern, und die politischen Agitatoren und Publizisten der links stehenden Parteien. Deren Vertreter behaupten nun, daß die von der Regierung vorgeschlagenen Verbesserungen ohne die vom Reichstage geforderten Änderungen gar keine Verbesserungen oder wohl gar Verschlechterungen gewesen wären die Berufung, das Wiederaufnahmeverfahren und die Entschädigung unschuldig Verurteilter nahezu wirkungslos geblieben sein, und der Vorwärts schreibt: „Die Gerichte würden nach Annahme der Novelle in weit größerem Maße, als dies beim heutigen Strafverfahren möglich ist, politische Kampfwerkzeuge gegen politisch Mißliebige geworden sein.“ Da demnach die Leute, denen das Geschenk zugebracht war, nichts davon wissen wollen, so braucht niemand zu bedauern, daß es ins Wasser gefallen ist. Von ganz andrer Art ist der Gesetzentwurf über die Zwangsversteigerung. Bei dem waltet kein Klasseninteresse ob, und es konnte daher bei der Abfassung die Sache selbst allein ins Auge gefaßt werden; er enthält eine so offenbare Verbesserung unsers vielfach widersinnigen Subhastationsverfahrens, daß ihm die Zustimmung aller Parteien gewiß ist. Nach Annahme dieses neuen Gesetzes wird es nicht mehr vorkommen können, daß ein ungeduldiger Gläubiger eine noch lebensfähige Wirtschaft zerstört und gleichzeitig seine Mitgläubiger um ihr Geld bringt.

Bescheiden wie sie sind, werden sich unsre Volksschullehrer mit gutem Humor darüber zu trösten wissen, daß ihr Kuchen nicht größer ausgefallen ist. Hier lag die Sache ganz anders als bei der Justiznovelle; hätte hier das Abgeordnetenhaus seinen Willen gegen die Regierung durchsetzen wollen, so würde der größte Teil der Volksschullehrer unter den Folgen ernstlich gelitten haben; ein Lehrer, der Abgeordnete Latacz, war es, der die Kommissionsmitglieder bat, den Bewilligungseifer, von dem alle Parteien ergriffen waren, zu zügeln, damit nicht auch diese Vorlage scheitere und die Lehrer ganz leer ausgingen. So blüht denn also jetzt den preussischen Volksschullehrern die sichere Aussicht, mit der mittlern Klasse der Unterbeamten ungefähr gleichgestellt zu werden. In der Zeit, wo man das Amt des Volksschullehrers ideal auffaßte, in der Zeit der Wiedergeburt Preußens würde man Äußerungen wie die der Berliner Politischen Nachrichten über die Dienstalterszulagen ganz unverständlich gefunden haben. Die Kommission hatte bekanntlich bei der ersten Lesung die mittlern Zeitabstände in der Art verkürzt, daß die höchste Gehaltsstufe nach achtundzwanzig Dienstjahren erreicht worden wäre, anstatt nach einunddreißig, wie die Regierung will. Das Organ des Finanzministers erklärte jedoch diese Änderung für unzulässig, weil die Lehrer auch nach der Regierungsvorlage schon günstiger gestellt seien als die meisten Beamten, die die höchste Stufe erst später als im einundfünfzigsten Lebensjahre erreichten. Abgesehen davon, daß es überhaupt wohl nicht richtig ist, daß höchste Einkommen erst in einem Lebensalter zu gewähren, wo die Kosten der Kindererziehung schon bestritten sind, würden die Männer jener idealistischen Zeit die erwähnte Begründung gar nicht verstanden

haben. Als ob, würden sie ausgerufen haben, die Berufstätigkeit des Lehrers mit der eines Amtsdieners, Hausmeisters oder Weichenstellers zu vergleichen wäre! Als ob der Lehrerberuf nicht jugendliche Frische und Begeisterung, eine lebhaft Phantasie, eine außerordentliche Spannkraft, ein empfängliches Gemüt und einen starken Trieb zur Fortbildung forderte, lauter Eigenschaften, die den bloß mechanisch arbeitenden mehr hinderlich als förderlich sein würden! Als ob uns mit Greisen gedient wäre, die, unter Entbehrungen alt und mißmutig geworden, ihr Amt nur noch handwerksmäßig verrichten! Herbart stellte als Ideal des Gymnasiallehrers einen Mann auf, der die Schüler von der Sexta bis zum Abiturientenexamen führe. Aber, meinte er, öfter als zweimal werde er das nicht gut können; das erstemal übe er die Sache ein, das zweitemal vollbringe er sie vollkommen, damit werde aber seine Kraft erschöpft sein, und beim dritten male werde er schon mechanischem Schlendrian verfallen. Damals war die Forderung, den Gymnasiallehrer nur etwa zwanzig Jahre im Dienste zu lassen, noch nicht so unausführbar, wie sie heute sein würde; es gab z. B. viele Geistliche, die in jüngern Jahren eine Zeit lang schulmeistereten und sich erst später um ein Pfarramt bewarben. Einigermassen, vielleicht sogar in noch höhern Grade gilt das, was Herbart sagt, doch auch für die Volksschullehrer, und wenn wir uns nicht schon ganz an den Gedanken eines rein fabrikmäßigen Schulbetriebes gewöhnt hätten, würden wir es ungehörig finden, daß der Lehrer erst in einem Lebensalter, wo er wahrscheinlich schon dem Schlendrian verfallen ist, ein Einkommen erreicht, bei dem es sich einigermassen lohnt, zu leben, sodas er natürlich von dem Wunsche beseelt ist, dieses spät erreichte Glück festzuhalten, so lange er nur krabbeln kann. In Österreich, wo man von der Begeisterung für die Volksbildung erst nach Röniggrätz erfaßt wurde — sie ist heute schon wieder gründlich verfliegen —, hat man jenen Erwägungen wenigstens in der Art Rechnung getragen, daß der Volksschullehrer, er mag wollen oder nicht, nach vierzig Dienstjahren in Ruhestand versetzt wird, aber — mit vollem Gehalt. Wir stellen gar nicht in Abrede, daß die idealistische Auffassung des Volksbildungswesens auf allerlei Ab- und Irrwege geführt hat, zu denen aber eine reichliche Ausstattung der Volksschule sicherlich nicht gehört. Einen wirklichen Abweg hat der Finanzminister in der Debatte über das Fortbildungsschulwesen am 10. Dezember bekämpft, indem er forderte, daß die Jungen in der Fortbildungsschule, die durchaus Fachschule sein mußte, das für ihren Beruf notwendige lernten und nicht allerlei „Wissenschaften,“ und indem er es tadelte, daß zukünftige Bauern die Berechtigung für den einjährigen Dienst erwürben; „wenn sie als Einjährig-Freiwillige gedient haben, werden sie für ihre Wirtschaften nicht mehr, sondern weniger geeignet sein.“ Sehr richtig! sagen wir dazu mit den Herren von der Rechten und vom Zentrum. Die Herren „Kustikalen,“ oder wie sich die Hofbesitzer sonst tituliren lassen, wird freilich das Wort des Finanzministers stark verschmupft haben. Doch das gehört eigentlich nicht mehr zu unserm Thema, denn an solchen Übelständen ist ja nicht der Idealismus, sondern bloß die Eitelkeit schuld.

Und die Befriedigung der Eitelkeit kostet Geld, und darin steckt nun auch so ein Stückchen Not der Landwirtschaft. Ihren Weihnachtskuchen, das neue Börsengesetz, haben die Agrarier schon im Sommer bekommen, aber er ist noch nicht ganz gar und wird erst von Neujahr ab verspeist werden können. Die Herren fürchten offenbar, es werde nicht viel zu verpeisen geben, und das Gebäck werde beim Tageslichte besehen nur Schaum sein; deswegen bemühen sie sich jetzt schon, die Schuld der wahrscheinlichen Enttäuschung auf die Ausführung zu schieben, zunächst auf die Zusammensetzung der Börsenkommission. Es war in der Herrenhausitzung am 17. Dezember spaßig anzusehen, wie sich die Herren anstrengten,

den Handelsminister ein Stück mit sich fortzuziehen und fortzustößen, und wie sich der an den Zaun der Paragraphen festhielt und immer wieder versicherte: Weiter kann, weiter darf ich nicht! Ja, die Börse ist ein wunderliches und gefährliches Ding, eine Kloake aller Betrügereien, ein Probirstein der Vorsicht und ein Grabstein der Dummheiten, eine Schatzkammer nützlicher Dinge und ein Herd des Verderbens, ein Ort, der seine Bewohner zu den Dualen des Sisyphus und Ixion verurteilt, wie vor zweihundertundacht Jahren ein niederländischer Spanier geschrieben hat. Und vielleicht gilt von der Produktenbörse dasselbe, was im Jahre 1719 ein Londoner Stockjobber einem biedern Rentner geantwortet hat, der gedroht hatte, der Staat werde dem verderblichen Treiben mit scharfen Gesezen ein Ende machen: „Es giebt nur ein Mittel, uns wirklich aus der Welt zu schaffen: Abzahlung aller Staatschulden und Auflösung aller Aktiengesellschaften; wenn ihr das durchsetzt, dann braucht ihr keine Stockjobber mehr zu hängen, dafür werdet ihr euch selbst aufhängen müssen.“ Die Korrespondenz des Bundes der Landwirte druckt den Scherz ab, den wir uns in Nr. 50 mit dem ernsthaften Herrn von Kardorff erlaubt haben. Das war gescheit; so erfahren viele Mitglieder des Bundes, die vielleicht in dem Bericht über die Reichstagsßizung darüber hinweggelesen haben, was der gute Herr für Dummheiten macht, und werden ihn schön bitten, sie nicht immer so zu blamiren. Gebessert hat er sich ja so schon einigermaßen; wenigstens erinnern wir uns nicht, in den letzten Monaten eine Silberrede von ihm vernommen zu haben.

Österreicher und Deutsche. Wenn in Österreich das politische Barometer auf „Mißvergünstigt“ steht, so pflegt sich die Spannung in einem Sturm auf das Deutschthum zu entladen. Die Heze gegen die Deutschen in Österreich ist etwas alltägliches. Die sogenannten interessantesten Nationalitäten des Reichs, die einander so oft in den Haaren liegen — Polen und Ruthenen in Galizien, Polen und Tschechen in Schlesien, Italiener und Kroaten in den südwestlichen Provinzen usw. —, sind jeden Augenblick bereit, einmütig gegen die deutschen Unterdrücker loszuziehen, die sich als Verfechter der Staatseinheit so lästig machen. Aber in kritischen Augenblicken verwandeln sich eben dieselben Deutsch-Österreicher in die gefährlichsten Feinde des Staats, in Verschwörer, die ihr Vaterland an Preußen ausliefern wollen, und gegen die ein allgemeiner Kreuzzug gepredigt werden muß. Das hat man schon oft beobachtet, besonders nach 1866 und 1870, und wer sich noch des Tones von damals erinnert, erkennt ihn wieder in Wiener Blättern, die uns in den letzten Wochen zu Gesicht gekommen sind. Was kann jetzt an der Donau so große Aufregung hervorgerufen haben? Der verhasste Bismarck steht ja nicht mehr am Ruder, dem Fürsten Hohenlohe traut wohl niemand Eroberungspläne zu, und über die „Enthüllungen“ aus Friedrichsruh hatte man sich dem Anschein nach rasch beruhigt. Wir entdecken keinen Grund zu Besorgnissen. Aber nach der Art, wie eine große, uns bisher unbekannte Zeitung, die uns zugesandt worden ist, einen Wiener Professor der hohen k. k. Unterrichtsbehörde denunziert, muß man annehmen, daß abermals das abgeschmackte Märchen von der Untergrabung des österreichischen Patriotismus durch die aus Deutschland berufenen Universitätsprofessoren aufgewärmt worden sei. Der Fall ist allerdings höchst bedenklich, denn der Herr, um den es sich handelt, stammt, wie wir bestimmt wissen, aus Österreich, führt einen nicht deutschen Namen und ist nach kurzer Lehrthätigkeit an einer süddeutschen Hochschule nach Wien zurückberufen worden. Und wodurch hat dieser Coriolan seine schwarzen Anschläge verraten? Er hat bei einem Kommerz die Studenten aufgefordert, den sozialen Fragen ernstes Studium zu widmen und dabei vorzüglich im Auge

zu behalten, was auf dem Gebiete sozialer Reformen in Deutschland geschehen ist und geschieht. Schauerhaft, höchst schauerhaft! Gleichzeitig giebt der Tod eines Wiener Kunstschriftstellers den Anlaß zu bitteren Klagen über die ungerechte, gering-schätzig Behandlung der österreichischen Kunst von Seiten der deutschen Wissenschaft. Stehen solche Reibereien im Zusammenhang mit dem von der Regierung vorgelegten und vom Abgeordnetenhaufe angenommenen Gesetz über die Aufhebung des Kollegien-geldes? Von dieser Maßregel behaupteten zahlreiche Redner im Reichsrate, sie habe vielleicht nicht den Zweck, werde aber gewiß die Folge haben, die Gemein-samkeit in der wissenschaftlichen Arbeit in Deutschland und Österreich zu stören und die österreichischen Hochschulen wieder auf den Standpunkt von Beamten-drillanstalten hinabzudrücken, wie sie aus der Jesuitenzeit bis in die fünfziger Jahre bestanden.

Sollte sich wirklich eine neue Grenzsperrre vorbereiten? Hoffentlich sieht man im Lande zu schwarz, und mißt einzelnen Symptomen zu große Bedeutung bei; doch verdienen sie insofern wohl Beachtung, als es dort, wie überall, einen journalistischen Sanhagel giebt, der gierig jede Gelegenheit ergreift, populäre Vor-urteile zu schüren. Es mögen vor allen Slawen sein, die Deutschland hassen, weil es dem Deutschtum in Österreich einen gewissen Rückhalt gewährt. Zwar hat es ihnen noch nicht glücken wollen, die Existenz einer deutschen Irredenta glaublich zu machen; aber wie sollten Nationalitäten, die von der Hoffnung auf ein neues polnisches Reich vom Schwarzen Meer bis zur Ostsee zehren, oder deren Ideal das heilige Rußland ist, oder die ihre Sehnsucht, mit dem Königreich Italien ver-einigt zu werden, gar nicht verbergen können — wie sollten sie Nationalgefühl ohne Hintergedanken für möglich halten? Und verdächtigende Ausstreuungen finden in dem alten Mißtrauen gegen die preußische Politik und der alten Abneigung gegen preußisches Wesen auch bei den Deutschösterreichern leicht fruchtbaren Boden. Diese tiefgehende Abneigung, die zunächst auf Stammeseigenschaften beruht, ist keinem Kenner Österreichs unbekannt. Als wir zum erstenmal Wien besuchten, sprach uns ein übrigens ganz friedfertiger Bürger mitten in der gemütlichsten Bierunterhaltung das tiefste Bedauern darüber aus, daß es 1850 nicht zum Kriege gekommen sei. „Gegen die Preußen — da hätten unsre Deutschmeister dreingehauen!“ rief er ganz begeistert, und auf die Frage, was sie ihm denn angethan hätten: „Wir mögen sie halt nicht!“ Und ähnliches kann man bekanntlich auch jetzt noch, trotz Waffenbrüderschaft und neuem Reich, in Baiern und Württemberg zu hören be-kommen. Der Unparteiische wird nicht leugnen, daß Schneidigkeit an unpassendem Orte, rücksichtsloses, oft auch einsichtsloses Absprecken über alle Einrichtungen und Zustände innerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle mit dem stehenden Nachsage „bei uns!“ solcher Volksstimmung mannichfach neue Nahrung geben. „Das ist unsre Art, daran müssen sie sich gewöhnen,“ meinte der Herausgeber einer einflußreichen Zeitung, als ihm vorgehalten wurde, daß die hochmütige Sprache gegen die Süd-deutschen wenig geeignet sei, diese in das Lager der damaligen Kleindeutschen hinüberzulocken; und wir wissen, daß Bismarck 1870/71 gegen solche Anschauungen anzukämpfen hatte. Religiöse Überzeugungen und geschichtliche Erinnerungen kommen hinzu. Den Österreichern namentlich scheint die unbesangne Beurteilung der Haupt-gründe der gegenseitigen Entfremdung noch immer sehr schwer zu fallen: ohne den unseligen Wahn der Habsburger, von Gott zur Ausrottung der Keterei berufen zu sein, wäre es vielleicht nie zu einer politischen Mainlinie gekommen, hätten wahrscheinlich die „struppigen Karyatidenhäupter“ (wie Hebbel in seinem Gedicht an Kaiser Wilhelm I. sagt) nicht zu solcher Stärke und Größe heranwachsen können. Oder weshalb sollten die angegliederten Völkerschaften nicht ebenso wie Provenzenalen,

Basken, Bretonen, Slaven usw. mit Frankreich, mit einem einigen, mächtigen deutschen Reiche verwachsen sein? Daß das nicht geschehen ist, daß statt dessen eine geistige Schranke zwischen Süden und Norden aufgerichtet und immer neu befestigt wurde, daß sich die Bildung einer unabhängigen Macht an der Ostsee als geschichtliche Notwendigkeit vollzog — daran ist das österreichische Volk nicht schuld, aber eben so wenig das preußische; und es ist höchst thöricht hüben wie drüben, den alten Groll neu zu schüren durch Erinnerungen an St. Germain-en-Laye oder Basel, Mollwitz oder Olmütz u. dgl. m. Es mag zugegeben werden, daß auf preußischer Seite glücklichere Geschichte das Vergessen erleichtert, aber die gegnerischen Anschuldigungen entbehren häufig aller Begründung. Prinz Eugen und Hofer sind in Norddeutschland nicht weniger populär als in Osterreich; vollends unverständlich ist es, wie jetzt zum Beweise, daß österreichische Kunst nicht nach Verdienst gewürdigt werde, auch die Musik herangezogen werden kann. Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert — es genügt, diese Namen zu nennen, dazu noch Strauß, und auf benachbartem Gebiete Raimund, Anzengruber, sogar Nestroy, der den Norddeutschen das Verständnis gewiß nicht leicht machte. Wird andererseits Klage geführt, daß man sich zu wenig um die bildenden Künstler Osterreichs im Barockzeitalter kümmere, so liegt auch hier kein Übelwollen zu Grunde, sondern die Einheimischen haben unterlassen, unsre Kenntnisse zu bereichern, und um ein richtiges Urteil zu verbreiten, ist ein Know-nothingtum wahrlich am allerwenigsten geeignet. Eine neue Absperrung der Kanäle, die mit so schwerer Mühe hergestellt sind, und deren Wert bei jeder Gelegenheit anerkannt wird, müßte auf beiden Seiten schmerzlich empfunden werden und nicht ohne Einfluß auf die hohe Politik bleiben; daß aber die Kosten doch vornehmlich die Osterreichler zu tragen haben würden, lehrt die Geschichte der neueren Zeit unwiderleglich.

Ein österreichischer Staatsmann, der einstige Minister Hasner, hat, wie er erzählt, vor Jahren seinen Landsleuten verschiedner Zunge die Worte Goethes an Amerika in Erinnerung gebracht:

Dich stört nicht im Innern
In lebendiger Zeit
Nutzloses Erinnern,
Vergeblicher Streit.

Großen Erfolg hat die Mahnung augenscheinlich nicht gehabt. Vielleicht kann sie mehr wirken bei Angehörigen desselben Volkstums, die so viel Grund haben, sich der Feinde und Neider ringsum zu erwehren.

Räthchen Schönkopf als Kellnerin. Die deutsche „Goethelitteratur,“ die schon vor einem Jahrzehnt zu einer stattlichen Bibliothek angewachsen war, hat sich seitdem bekanntlich in dem Maße vermehrt, daß, wenn vor diesem Jahrzehnt ein besonderes Gebäude für diese Bibliothek errichtet worden wäre, heute sich ein doppelt so großer Anbau als notwendig erweisen würde. Wir lassen auf sich beruhen, wie viele Fächer in beiden Bauten mit wertvollen Büchern, wie viele mit unnützem Druckwerk beladen werden müßten. Aber von Zeit zu Zeit ist es doch gut, auf Erscheinungen hinzuweisen, die sich geradezu wie ein Spott auf die vielgepriesene Genauigkeit der Forschungen, die angeblich allverbreitete Kenntnis der wichtigsten Lebensumstände unsers großen Dichters ausnehmen. So ist vor kurzem ein Buch erschienen: Das Haiderösklein von Seseheim von Otto Franz Genfischen, (Berlin, Gebrüder Paetel), keine Novelle, wie man nach dem Titel meinen könnte, sondern eine höchst überflüssige rednerische Paraphrase der unverwüßlichen Erinnerungen an Goethes Straßburger Studententage und die Liebe zu Friederike Brion.

Da auch der unerschrockenste Buchmacher nicht gern 318 Seiten bloß aus- und abschreiben wird, ohne eigne Gedanken und selbständige Betrachtungen zum besten zu geben, so hat sich D. F. Genfichen unter anderm genötigt gefunden, die bisher herrschenden Anschauungen über Goethes Leipziger Jugendneigung zu Käthchen Schönkopf (Annette) und über Wesen und Lebensverhältnisse dieser anmutigen Mädchengestalt von der Höhe neuerlinischer Erfahrung herab zu berichtigen. Wir haben bisher nur gewußt, daß Käthchen Schönkopf, die Tochter eines Leipziger Weinhändlers und Weinwirts, durch ein liebenswürdiges Naturell, durch eine damals noch seltene Bildsamkeit, durch Eigenschaften ausgezeichnet war, die ihr nicht nur die leidenschaftliche Liebe des poetischen Frankfurter Studenten, sondern auch die Neigung anderer Männer sicherten, die hohe Anforderungen an weiblichen Wert stellten. Sie wurde bekanntlich im Jahre 1770 die Frau des angesehenen Dr. jur. Christ. Karl Rame, dem sie, nach Goethes Weggang, vor all ihren Bewerbern den Vorzug gab. Wir wissen auch, daß sie in den besten Leipziger Bürgerfamilien lange vor ihrer Heirat freundschaftlich verkehrte. Das alles aber hindert D. F. Genfichen nicht, uns zu belehren, daß, „mochte der Kreis in der Schönkopfschen Weinstube auch ziemlich abgeschlossen sein, die Tochter des Hauses, die tagsüber am Küchenfeuer für die Mittagsgäste kochte und ihnen abends den Wein selbst servierte, dadurch einen wenn auch noch so leisen Anhauch einer Kellnerin bekam.“ Das ist ja nun Ansichtssache, aber ungeheuerlicher als die Behauptung erscheint der Beweis, den Genfichen beizubringen versucht, indem er wörtlich sagt (nachdem er zuvor den Brief Goethes an Käthchen Schönkopf vom 12. Dezember 1769 angeführt hat): „Dieser selbe Gratulationsbrief enthält die Worte »Von meinen Schulden will ich einen Teil abtragen, den andern müssen Sie mir noch nachsehen“ — Schulden, die er, wie bei einer Kellnerin, ersichtlich für Mittagstisch und Zeche gemacht hatte!“

Man möchte in der That Leuten, die nur zum Zweck ihrer Vorurteile oder absonderlichen Tendenzen Briefe und sonstige Belege benutzen, das Zitieren ganz verbieten. Die aus dem neuesten Geschäftsbetrieb großer Berliner Wirtschaften stammende Einbildung, daß Katharina Schönkopf, des ehrfamen Weinhändlers Chr. G. Schönkopf häusliche Jungfer Tochter, in Küche und Keller ihres Vaters Essen und Wein bar bezahlt und darnach selbständig den ihr behagenden Gästen „gepumpt“ habe, ist geradezu albern; wenn der junge Goethe für seinen Mittag- und Abendtisch Kredit gebraucht hätte, würde er ihn bei Vater Schönkopf gesucht und gefunden haben. Aber dergleichen Einbildungen auch noch aus Briefen altemäßig beweisen zu wollen, in denen man nur zu lesen braucht, um das gerade Gegenteil zu sehen, das übersteigt denn doch das Erlaubte. Von den ersten der Briefe an, die Goethe während seiner Frankfurter Leidenszeit vom September 1768 bis zum Januar 1770 an Käthchen Schönkopf richtet, tritt deutlich hervor, daß er der Freundin eine Reihe von Gegenständen und Büchern versprochen hatte, es ist von Halstüchern, Pantoffeln, Schuhen, einem gemalten Fächer, von Gleims, von Hagedorns Gedichten, von einem „großen Buche“ usw. die Rede, bald schickt er etwas „auf Abschlag,“ bald beruft er sich darauf, daß, wenn er auch nicht immer halte, was er verspreche, er doch oft mehr thue, als er verspreche, bald gesteht er (1. Juni 1769) eifersüchtig schmollend: „Das Halstuch und der Fächer sind noch nicht um einen Finger breit weiter. Sehen Sie, ich bin aufrichtig, wenn ich was malen will, so bleibt mirs im Halse stecken. Nur in Frühlingstagen schneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze!“ und als er, in der Erwartung von Käthchens Hochzeit mit Dr. Rame, den unmittelbaren Briefwechsel abbricht und einen Teil des Versprochenen schuldig bleibt, setzt

er scherzend hinzu: „Denken Sie, wir kämen ja aus aller Konnektion, wenn ich diesen letzten Punkt noch richtig machte.“ Und aus einem solchen spielend galanten Verkehr baut sich der Verfasser des „Haiderösklein von Esenheim“ einen Goethe auf, der einer Kellnerin, die zugleich seine „Liebste“ war, Geld für Mittagessen und Wein schuldig ist, sie niemals bezahlt und sie zuletzt fröhlich auf den Rimmermehrtstag vertröstet. Da fällt einem doch Rahels Wort ein, daß „in Berlin alles ruppig werde.“ Und das alles nur, um einen ohnehin von jedem Menschen klar empfundenen Unterschied zwischen der jungen Leipzigerin und der jungen Elsässerin, zwischen Schönkopfs Weinhaus und Brions Pfarrhaus rednerisch zu verstärken! Aus demselben Grunde muß Käthchen Schönkopf in einem „Winkelgäßchen“ von Leipzig wohnen, während der Brühl, an dem das Schönkopfsche Haus lag, noch heute und noch viel mehr nach den Begriffen des vorigen Jahrhunderts eine der breitesten und stattlichsten Straßen des alten Leipzigs ist; aus demselben Grunde gewährt uns angeblich Goethe „nie einen Einblick in die Schönkopfsche Häuslichkeit,“ während Herr Genfichen doch nur den prächtigen Brief vom 1. Oktober 1768 an Ch. G. Schönkopf hätte anzusehen brauchen, um sich ein Bild zu machen.

F. Gregorovius. Es ist einigermaßen schwer, gleichmütig und kaltblütig zu urteilen über so manches, was über Ferdinand Gregorovius Ansichten nach seinem Tode veröffentlicht wird. Er beklagte sich während seiner Lebenszeit mündlich und brieflich über die kalte Aufnahme, die seine historischen Werke bei der deutschen Gelehrtenwelt fanden, und ähnlich lauten die Äußerungen von Sigmund Münz, der dem von ihm herausgegebenen Werke Ferdinand Gregorovius und seine Briefe an Gräfin Effilia Caetani Lovatelli Erinnerungen an Gregorovius vorausgeschickt hat, in denen es (S. 16) heißt: „So ignorirte man in den wissenschaftlichen Kreisen Deutschlands jahrelang den Erforscher des mittelalterlichen Rom“ (so). Die Schwierigkeit war eben damals und ist noch heute: von welchem Standpunkte aus soll man Gregorovius beurteilen? Betrachtet man ihn einfach als belletristischen Schriftsteller, so thut man seinen geschichtlichen Studien Unrecht; betrachtet man ihn als wirklichen, wissenschaftlich gebildeten Historiker, so ist man so entsetzt über seine Art der Quellenbehandlung, daß man lieber ganz schweigt, als die Wahrheit über ihn sagt.

So behauptet er z. B. im zweiten Bande seiner Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter (3. Aufl., S. 82): „Noch nach der gothischen Zeit fuhren die Römer fort, sich in ihm (dem Trajansforum) zu versammeln, um den Homer oder Virgil und andre Poeten vorlesen zu hören,“ und das folgert er aus zwei Stellen des Venantius Fortunatus, der einmal sagt: „Raum hört das erhabne Rom so herrliche Gedichte mit geglättetem Stile auf dem Trajansforum“ und ein andres mal: „Wenn Homer in Athen wohlbekannt war, oder Maro in Rom auf dem Trajansforum gelesen wurde“ — wo also erstens nur gesagt wird, daß Homer in Athen und Virgil in Rom gelesen wurde, und kein Wort darüber steht, daß man damals Homer in Rom gelesen oder gar Homer und Virgil auf dem Trajansforum vorgelesen habe! Wir wollen ähnliche Beispiele einer Quellenbenutzung, die ihm ganz geläufig ist, nicht häufen, noch viel Wert darauf legen, daß er hartnäckig „das“ Parthenon schreibt, können aber doch nicht verschweigen, daß seine griechischen Zitate von unglaublicher Unrichtigkeit sind, wie er sich denn auch in der vorliegenden Brieffammlung (S. 165) ein völlig falsches, nie vorkommendes griechisches Wort leistet.

Auf die Briefe selbst, die ein schönes Zeichen der langjährigen Freundschaft sind, die Gregorovius mit einer der bedeutendsten Frauen Italiens verbunden hat,

gehen wir hier nicht näher ein, da sie für sich selbst sprechen. Aber die Ausführungen des Herausgebers geben zu einigen Bemerkungen Veranlassung.

Über Gregorovius' erste Reise nach Italien heißt es S. 30: „Er war unbesmittelt und mußte sich in Königsberg als Privatlehrer sein Brot erwerben.“ Unseres Wissens war er an einer Mädchenschule angestellt und ließ seine Ehe scheiden: dieser Umstand soll ihn hauptsächlich fortgetrieben haben. Da der Herausgeber wiederholt die ärmlichen Verhältnisse berührt, in denen Gregorovius in Rom gelebt habe, so wollen wir doch nicht verschweigen, daß er sich durch schriftstellerische Arbeit immerhin einiges Vermögen erworben hatte, das er — wenn wir nicht irren im Jahre 1867 — durch den Bankrott eines Handlungshauses verlor, dem er es anvertraut hatte. S. 8 wird behauptet, Gregorovius habe das gesellige Leben („den Salon“) wenig geliebt. Es gab aber doch in Rom wenige Menschen, die so viel in Gesellschaft zu sehen waren wie Gregorovius. Wenn also die Äußerung von Althaus zitiert wird, Gregorovius habe in Zurückgezogenheit ganz seinen Studien gelebt, so ist das völlig unzutreffend: abgesehen von seiner Neigung zur Geselligkeit, mußte er schon deshalb Umgang suchen, weil er längere Zeit römischer Korrespondent der Berliner Nationalzeitung war.

Daß Gregorovius ein Feind Bismarcks war, geht aus mehreren Stellen der Briefe hervor und braucht bei dem eigentümlichen Charakter des Briefstellers nicht Wunder zu nehmen. Wenn er jedoch S. 160 von Bismarck sagt: „Er beißt, und wenn er also ein Hund ist, so wird er doch immer der große Hund sein,“ so müssen wir ihn doch gegen eine solche Geschmacklosigkeit in Schutz nehmen: er hat offenbar im Original Can grande mit Anspielung auf den aus Dante bekannten Cangrande, den Fürsten von Vicenza, geschrieben: ein Scherz, den man um so eher gelten lassen wird, als Gregorovius sonst von allem Witz und Humor weit entfernt war.

Peinlich berühren Ausdrücke wie S. 15: „fast alljährlich setzte er über den Brenner,“ S. 110 „Sphynx“, S. 164 „die Figur des Hegefius außerhalb des Dipylon in Athen“ statt der Hegefo, und S. 86 „Sie werden die gewohnten Beschäftigungen von neuem in Ihrem Lesekabinet aufgenommen haben“; das italienische studio heißt auf deutsch Studierstube.



Litteratur

Deutscher Glaube. Träumereien aus der Einsamkeit von Arthur Bonus. Heilbronn, E. Salzer, 1897

Sein erstes, vor zwei Jahren erschienenenes Büchlein „Zwischen den Zeilen“ hat Bonus „besinnlichen Leuten“ gewidmet. Es waren seine religiöse Skizzen und Gleichnisse, die wirklich zum Besinnen anregten, wenn man auch nicht überall mit dem Verfasser Hand in Hand gehen konnte. Der Deutsche Glaube zeigt uns ein andres Gesicht; statt zu stillem Mitfinken führt uns Bonus hier in einen unruhigen Sturm und Drang der Gedanken. Nur einzelne von den „Träumen“ im mittlern Teil des Buches tragen den Charakter der frühern Schrift: auch hier zeigt sich die Gabe des Verfassers, sittliche Wahrheiten in einem Gleichnis aus dem frischen Leben uns nahe zu rücken und uns mit Ernst „praktisches Christentum,“ wie man es gern nennt, zu predigen. Bei einigen Stücken wäre aber vielleicht eine Kürzung am Platze gewesen, so in den Gleichnisvariationen über die Vererbung von Sünde